

„Mit meinem Buch habe ich eine Art Gedenkstätte errichtet“ – Kristina Omelchenko im Gespräch mit Katja Petrowskaja. In: Exilograph Nr. 28, 2020: Fernes Grab, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 21-25.

„Mit meinem Buch habe ich eine Art Gedenkstätte errichtet.“

Kristina Omelchenko im Gespräch mit Katja Petrowskaja

Kristina Omelchenko: Sie begeben sich auf die Such, um Erinnerungen an die Toten ihrer eigenen Familie nachzuspüren. Wie fühlen Sie sich dabei, andere Menschen, Ihre Leser/innen, in die Geschichten Ihrer Angehörigen einzuweihen?

Katja Petrowskaja: Autobiografisches Erzählen besteht aus Forschen und Erleben und das war mir sehr wichtig. Man „arbeitet“ nicht mit Erinnerungen, sondern man erlebt die Vergangenheit selbst mit, man findet einen eigenen Umgang damit. In der Tat geht es darum, wie wir die Dinge erleben, und dieser Moment ist immer jetzt. In der Vergangenheit gibt es kein System und keine Ordnung, die man rekonstruieren kann, indem man alles auf Regalen einreihet und strukturiert. Es gibt wirklich keine fertige Vergangenheit, nur die eigene Wahrnehmung des Vergangenen. Eigentlich ist mein ganzes Buch auf dieser absolut persönlichen körperlichen Präsenz in der Vergangenheit aufgebaut, sowie als ein Versuch gedacht, meine Leser/innen durch diese Vergangenheit zu führen, sie erleben zu lassen. Und so befinde ich mich immer wieder in einer Situation extremer Verlegenheit, weil ich niemanden nach Babij Jar, nach Auschwitz, führen und dadurch die Gewalt reproduzieren will. Der Prozess des Erinnerns wird oft so dargestellt, dass man einen dunklen Raum öffnet, das Licht einschaltet, den Staub abwischt und die Toten stehen auf und singen Choräle. Das ist eine ziemlich seltsame Idee, denn sie singen keine Choräle, sondern sie beißen einen an den Fersen, erwürgen, entsetzen. Und in diesem Sinne muss man seinen eigenen Weg suchen, wie man eine Geschichte erzählt und sich selbst und andere nicht verrückt macht, das heißt, wie man über die Gewalt erzählt, sie aber nicht wiederholt. Ja, das Gefährliche an der Arbeit mit solchen Themen ist, dass man von der Gewalt erzählen soll, ohne dabei die Gewalt zu multiplizieren.

Kristina Omelchenko: Fast alle Zwischenstationen Ihrer Reise im Buch sind Gedenkstätten und Orte der Erinnerung: der jüdische Friedhof in Kalisz, der Soldatenfriedhof in Mauthausen, Auschwitz, Babij Jar. War das so geplant, wollten Sie das Thema Tod und Totengedenken so zentral darstellen? Oder ist diese Route spontan entstanden?

Katja Petrowskaja: Das ist eine schwierige Frage, denn es gibt unterschiedliche Orte und unterschiedliche rituelle Zugänge dazu. So habe ich den jüdischen Friedhof in Warschau aus einer gewissen Neugierde heraus besucht: wie ist es möglich, dass so viel zerstört wurde, dass von hier eine halbe Million Menschen in den Tod deportiert wurden, die Stadt selbst war 1944 kaum mehr existent, aber der jüdische Friedhof ist erhalten geblieben? Nach Auschwitz kam ich zufällig (wie absurd es auch klingt), ich war neunzehn und es war ein Teil von meiner ersten Auslandsreise. Das muss ich noch dazu sagen: mir war damals nicht klar, dass Auschwitz der Mordschauplatz Nummer eins war, denn damals waren in der

„Mit meinem Buch habe ich eine Art Gedenkstätte errichtet“ – Kristina Omelchenko im Gespräch mit Katja Petrowskaja. In: Exilograph Nr. 28, 2020: Fernes Grab, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 21-25.

Sowjetunion Buchenwald und Dachau wichtiger, Auschwitz stand an dritter Stelle und hieß für uns Oswienzym. Dies ist darauf zurückzuführen, dass es im offiziellen sowjetischen Narrativ keinen Holocaust gab. Sobald es möglich wurde, ins Ausland zu reisen, habe ich bei Intourist¹ bloß einen siebentägigen Ausflug nach Polen gebucht, „all inclusive“, Auschwitz plus Mittagessen, aber niemand sagte uns vorher, wohin genau wir fahren, also wir waren in Krakow, und in Tschenstochau, und dann plötzlich da. Wenn man mich damals gefragt hätte, wäre ich nicht hingegangen. Ich bin einfach der Meinung, dass nicht jeder junge Mensch eine KZ-Gedenkstätte besichtigen muss. Ich war damals, wie viele heute, nicht vorbereitet. Es ist ebenfalls unmöglich, alle Bücher über den Holocaust zu lesen, selbst die wichtigsten, und es ist unmöglich, alle Orte zu besichtigen und allen die Ehre zu erweisen. Schließlich ist es eine Katastrophe, die so grenzenlos ist, dass wir verrückt werden, wenn wir uns aufgeben, um ihr zu dienen. Mein Gedächtnis hat diese Reise irgendwie verdrängt, ich glaube sogar, dass es nicht mein Gedächtnis war, sondern meine moralischen Prinzipien, die es mir nicht erlauben, es zu beschreiben. Für mich bedeutet eine sachliche Beschreibung dieses Ortes in gewisser Weise Akzeptanz, also habe ich stattdessen eine Lücke im Text. Die Reise nach Mauthausen habe ich ganz bewusst als erwachsene Person unternommen, ich fuhr in ein Kriegsgefangenenlager bei Salzburg und dann nach Mauthausen, ich wollte verstehen, was meinem Großvater passiert ist, nach all den Lagern, warum er nach dem Krieg nicht nach Hause kam, sondern erst nach 40 Jahren. Ich dachte, ich werde es dort verstehen. Ich fürchte, ich habe es verstanden. Es war einer der ersten Texte, die ich für das Buch schrieb: ich stehe vor der Tür einer Baracke und mir wird klar, dass ich nicht reingehen kann. Es ging mir um die eigene Wahrnehmung dieses Ortes, aber auch um die Wahrnehmung der anderen Menschen, ich wollte das Gemeinschaftsgefühl nachempfinden.

Kristina Omelchenko: Und die Zitate aus dem Gästebuch in verschiedenen Sprachen, von denen Sie schreiben, die tragen auch zu diesem Gemeinschaftsgefühl bei, oder?

Katja Petrowskaja: Ja, unter anderem. In diesem Sinne hat mich Mauthausen mit seinem Internationalismus einfach schockiert, denn ganz Europa träumt davon, und plötzlich liest man die Listen von KZ-Häftlingen, und da ist es – Internationalismus pur. Es ist eine von diesen schrecklichen, monströsen Transformationen, als ob kollektive Ideen in ihren beängstigendsten Formen verwirklicht wären.

Kristina Omelchenko: Und wie war es mit Babij Jar?

Katja Petrowskaja: Was Babij Jar angeht, wusste ich nicht einmal, wie ich darüber schreiben soll. Ich bin in Kiew aufgewachsen, wo es viele Jahre verboten war, sich an die Tragödie in Babij Jar zu erinnern. Es ist aber ein Teil meiner Geschichte, und für mich ist es eine Geschichte über ein schwarzes Loch, über einen unmöglichen Ort, der einst am Rande der Drei-Millionen-Stadt lag. Jetzt nimmt man einfach eine Ü-Bahn und kommt an einem

¹ Die ehemals staatliche Monopol-Reiseagentur für den Auslandsfremdenverkehr in der Sowjetunion.

„Mit meinem Buch habe ich eine Art Gedenkstätte errichtet“ – Kristina Omelchenko im Gespräch mit Katja Petrowskaja. In: Exilograph Nr. 28, 2020: Fernes Grab, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 21-25.

Loch der Zivilisation an: hier, in Babij Jar, wurden zwischen einer Kirche aus dem 12. Jahrhundert und der U-Bahn-Station 100.000 Menschen getötet. Es liegt innerhalb der Stadt, es gibt hier in der Umgebung Wohnhäuser, Teil von dieser Schlucht ist nun ein Park, Menschen spielen Fußball, spazieren. Es ist ein riesiges Gelände, es geht also letztendlich nicht nur um eine Gedenkstätte oder einen Ort der Erinnerung, sondern um einen Ort der Katastrophe, die unmöglich zu bewältigen ist. Das habe ich versucht, im Buch darzustellen, diese Unmöglichkeit.

Kristina Omelchenko: War die Beschreibung von Babij Jar ein Versuch, Ihre Leserschaft auf dieses Problem aufmerksam zu machen, die Toten aus der Vergessenheit rauszuholen, oder eher Ihre eigene Art und Weise, diese Katastrophe für sich selbst zu verarbeiten?

Katja Petrowskaja: Ich wusste, dass ich darüber schreiben muss, aber es ist doch kein rein informativer Text. In gewisser Weise war Schreiben darüber ein Versuch, ein persönliches Ritual durchzuführen, den Ort auf solche Weise zu ehren, wie ich es kann, durch ein paar Geschichten. Ich weiß nicht einmal, ob man es als Gedenken bezeichnen kann, denn Gedenkrituale kann man wiederholen, und diese Dinge kann man nicht wiederholen. Als ich das Buch schrieb, gab es in Babij Jar bereits viele Denkmäler, aber die haben kein gemeinsames Gedenken gestiftet. Ich schuf mir durch Schreiben einen Ort, an dem ich den Kreis geschlossen, eine Art Gedenkstätte errichtet habe. Aber diese Gedenkstätte ist eine Gedenkstätte des Erlebnisses, da gibt es keine Denkmäler. Wenn Sie mich nach den Gedenkstätten fragen, denke ich an die 'Friedhöfe der Unbekannten', also der Heimat- und Namenlosen. Ich denke an Babij Jar, denn es gibt da keine Gräber, nicht einmal die Asche ist geblieben. In Bezug auf Gedenkstätten-Debatten ist für mich die Idee eines gemeinsamen Raums, einer gemeinsamen europäischen Landschaft und gemeinsamen europäischen Geschichte sehr wichtig. Wer auf welcher Seite war, wer auf wen geschossen hat, wer ist genau das Opfer und wer ist genau der Täter, ist wichtig. Aber solange unsere gesellschaftliche Denkweise an diesem Rollenspiel Täter vs. Opfer festhält, wird nicht viel um Babij Jar sich verändern. Es geht nicht um den „anderen“, irgendeine Juden, es geht um die eigenen Nachbarn. Mir wurde sogar mal Antisemitismus vorgeworfen, weil ich angeblich meine jüdische Herkunft verheimlichen wollte. Aber ich wollte etwas anderes sagen: Ich wollte über Babij Jar als eine Person, als ein Mensch schreiben, so, als ob ich kein Nachkomme des jüdischen Volkes wäre, die über die 'Meinigen' trauert. Dieser Ort macht mich krank, ich möchte ihn würdigen, nicht weil ich jüdisch bin, sondern weil ich ein Mensch bin, und weil ich aus dieser Stadt komme. Ich bin hier aufgewachsen, und mein „Spaziergang“ ist ein bescheidener Versuch zu verstehen, wie man in dieser Stadt leben soll, in der sich Babij Jar befindet. Es ist keine Frage der Identität, sondern der Anständigkeit und des Gewissens.

Kristina Omelchenko: Das zwanzigste Jahrhundert hat viele namenlose Gräber

„Mit meinem Buch habe ich eine Art Gedenkstätte errichtet“ – Kristina Omelchenko im Gespräch mit Katja Petrowskaja. In: Exilograph Nr. 28, 2020: Fernes Grab, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 21-25.

hinterlassen und die Schlucht von Babij Jar ist ein solcher Ort. Heutzutage gibt es viele Initiativen, die sich gegen namenlose und Massen-Gräber einsetzen und versuchen, jedem Verstorbenen ein namentliches Grab zu errichten. Denken Sie, es wäre sinnvoll für Babij Jar? Und vor allem, wäre es möglich?

Katja Petrowskaja: Ich denke, es wäre schon möglich. Dank vieler Quellen, einschließlich der Recherchen von Yad Vashem wurden viele Namen gefunden. Und einerseits halte ich es für richtig, alles zu sammeln, aber wenn sich eine Katastrophe mit sechs Millionen Menschen ereignet, ist es so viel, dass man es gar nicht begreifen kann. Ich denke, dass solche Dinge, wie das Finden von Namen und die Wiederherstellung der Geschichte, absolut notwendig sind, aber ich habe wenig Ahnung, welcher Aufwand es wirklich wäre, -mit allen historischen Institutionen und Gedenkstätten.

Kristina Omelchenko: Ich glaube, als Sie an Ihrem Buch gearbeitet haben, gab es noch kein Projekt für das Babij Jar Memorial in Kiew, oder?

Katja Petrowskaja: Natürlich gab es eins, mehrere Projekte sogar! Und mehrere Menschen beschäftigen sich damit ihr ganzes Leben lang. Das neue Projekt positioniert sich nur so, als hätte es gar nichts davor gegeben. Dort kämpfen seit vielen Jahren verschiedene Kräfte gegeneinander. Auch mir wurde eine Stelle im Vorstand des Babij Jar Memorial angeboten, ich habe es damals gerade aus diesen Gründen abgelehnt, ich wollte nicht in einen Streit zwischen verschiedenen Akteuren geraten. Vor einem Jahr nun wurde die künstlerische Leitung des Memorials von einer dubiosen Person übernommen, die durch ein bombastisches Film-Experiment bekannt geworden ist. Dass diese Person, die sich für totalitäre Praktiken interessiert, oder einfach gesagt, dafür wie tief ein Mensch fallen kann, nun für das Gedenken einer Katastrophe mit verantwortlich ist, und in Babij Jar agiert, ist selbst eine Katastrophe. Außerdem wird dieses Projekt durch Gelder russischer Oligarchen finanziert, was viele Entscheidungen politisiert, obwohl dort viele namhafte Historiker gearbeitet haben. Nun sind viele von ihnen, wie sie es formuliert haben, aus „ethischen Gründen“ weggegangen. Auch der wissenschaftliche Direktor des Memorials ist gegangen, er ist ein guter Bekannter von mir, ein Niederländer, der ein Buch über die Besetzung von Kiew geschrieben hat. Wenn jedoch behauptet wird, dass es sich um das einzige Holocaust-Museum in der Ukraine handelt, ist das einfach falsch, da es in Dnipropetrowsk seit langem ein Holocaust-Museum gibt.

Kristina Omelchenko: Sie haben sich also von diesem Projekt distanziert?

Katja Petrowskaja: Auf jeden Fall.

Kristina Omelchenko: Und wie wird es konzipiert, als ein Museum für die ermordeten Juden von Kiew, als Holocaust-Museum oder soll auch anderer Opfer gedacht werden? Dort wurden ja nicht nur Juden umgebracht.

Katja Petrowskaja: Genau. Juden, Roma, Kriegsgefangene, Prostituierte, es gab ja Razzien

„Mit meinem Buch habe ich eine Art Gedenkstätte errichtet“ – Kristina Omelchenko im Gespräch mit Katja Petrowskaja. In: Exilograph Nr. 28, 2020: Fernes Grab, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 21-25.

auf den Straßen, vieles ist dokumentiert. Dann waren es noch Patienten einer Psychiatrie, einige Priester, und eine berühmte Gruppe von ukrainischen Nationalisten, die ihrerseits in ihrer Zeitung die Vernichtung der Juden begrüßt hatten. Und nun ist eine Straße neben Babij Jar nach Olena Teliha, einer von ihnen, benannt. Ich weiß nicht, was man damit machen soll. Es ist auch viel komplexer, als ich hier sagen kann. Leute wie ich gingen davon aus, dass es ein Museum von Babij Jar werden und nicht nur die Opfer des Holocausts, sondern alle Opfer berücksichtigen sollte. Das war aber nicht im Sinne der damaligen Leitung und man hat alle, die für diese Idee gekämpft haben, praktisch aus dem Projekt rausgeworfen. Es wäre wichtig, einmal alle Menschen zu würdigen, die für die Erhaltung der Erinnerung gekämpft haben, z.B. Emanuel Diamant, der in den 60er Jahren in Babij Jar Versammlungen organisierte, als das Gedenken überhaupt verboten war. Nach der Katastrophe, die sich in Babij Jar ereignet hat, folgte das Schweigen, und was nun dort passiert, ist auch sehr komplizierter Missbrauch. Wenn man mir diesen Ort gäbe, würde ich einen Botanischen Garten anlegen, den schönsten botanischen Garten der Welt.

Kristina Omelchenko: Eine weitere Geschichte von Erinnern und Vergessen wird in Ihrem Buch im Kapitel „Kalisz“² dargestellt. Dort beschreiben Sie einen zerstörten jüdischen Friedhof und umgedrehte Grabsteine, die zum Straßenbau verwendet wurden und beim Neubau der Straße teilweise zum Vorschein kamen. Ich musste dabei sofort an Stolpersteine³ denken, allerdings unfreiwillig platzierte.

Katja Petrowskaja: Stolpersteine finde ich tatsächlich erstaunlich, eine sehr passende Idee für die Vermittlung der Geschichte! Als ich von diesem Projekt erfahren habe, wollte ich unbedingt den Künstler persönlich kennenlernen. So habe ich sein Büro angerufen und durfte ihn treffen und an einem Tag in Berlin beim Arbeiten begleiten, nur ein oder zwei Stunden. Ich bin in einer lokalen Kultur aufgewachsen, in der man ständig über Geschichte stolpert. Es geht nicht darum, ob man viel über die Vergangenheit nachdenkt, es geht darum, dass man die Straßen entlangläuft, wo die eigene Urgroßmutter ermordet wurde, wo es mal eine Synagoge gab und jetzt einen Boxclub, wo früher eine Kirche stand und jetzt ein Architekturmuseum. Für mich ist das Geschichtsgefühl sehr stark mit dem Topografischen verbunden, mit einer konkreten Wahrnehmung. Deshalb erinnere ich mich zum Beispiel gut daran, wie ich in Warschau herumgelaufen bin – auch in meinem Buch spielt das eine wichtige Rolle. Diese Stadt ist ein unglaublicher Raum, da ist überall ein Friedhof. Es fühlt sich an, als würde man durch eine Geisterstadt spazieren, daher ist jeder Spaziergang ein Andenken.

² Polnische Stadt, die während der NS-Zeit zum deutschen "Reichsgau Warteland" gehörte.

³ Ein auf den Künstler Günter Demnig zurück gehendes Erinnerungsprojekt, bei dem quadratische Pflastersteine aus Messing mit Namen von während der Zeit des Nationalsozialismus Verfolgten und Ermordeten dort in Straßen und Gehwege integriert werden, wo sie früher gelebt haben. Solche Stolpersteine gibt es inzwischen in 25 Ländern.

„Mit meinem Buch habe ich eine Art Gedenkstätte errichtet“ – Kristina Omelchenko im Gespräch mit Katja Petrowskaja. In: Exilograph Nr. 28, 2020: Fernes Grab, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 21-25.

Kristina Omelchenko: Und der zerstörte Friedhof in Kalisz? Diese Stücke von Grabsteinen sind doch gut sichtbar, wie werden sie von den Einwohnern wahrgenommen? Kümmert sich jemand um sie heutzutage? Kümmern sich die jüdischen Gemeinden um die zerstörten Friedhöfe oder sind es andere Organisationen?

Katja Petrowskaja: Da gibt es viele, dies sich damit beschäftigen, alles sehr unterschiedliche Menschen, zum Teil habe ich das im Buch beschrieben. Es gibt z.B. eine Frau, eigentlich eine Immobilienspezialistin, die plötzlich angefangen hat, sich wie eine Verrückte mit jüdischer Geschichte auseinanderzusetzen. Sie fuhr Familienmitglieder, die nach Kalisz auf der Suche nach ihren Vorfahren kamen, durch die Stadt, sie suchte nach Papieren, sie kannte sich in Archiven aus. Dabei weiß ich nicht mal, ob sie Jüdin ist oder nicht. Und das ist auch aus ethischer Sicht eine sehr interessante Sache, denn ich wollte sie gar nicht fragen. Es spielt eben keine Rolle, sie macht es einfach. Die zweite Frau, die ich getroffen und in meinem Buch beschrieben habe, war Anna. Sie war zum Islam konvertiert, arbeitete in einem Gefängnis und war in einen russischen Zaren verliebt. Dazu hat sie in England Medienwissenschaften studiert, sie sprach also ein fantastisches Englisch, alles zusammen hat mich völlig verwirrt. Es war also absolut unmöglich, ihre Identität zu erfassen, sie war keine typische Polin und offensichtlich spielten Traumata und Gewissen als treibende Kraft für sie eine wichtige Rolle. Und gerade sie hat mir die Steine gezeigt. Besonders interessant war für mich, Menschen zu begegnen, die sich dort mit dem Holocaust befassen. In Deutschland ist es fast immer eine Institution, in Polen waren es sehr oft Privatpersonen, die irgendwie auf das Thema gekommen sind. Und es zeigt einerseits den Mangel an offizieller Arbeit in dieser Richtung, andererseits ist es aber auch immer ein persönlicherer Weg. In Österreich ist es auch so, denn offiziell präsentierte sich Österreich lange als Opfer. Die Menschen dort, die ich mit der Geschichte auseinandersetzen, agieren in der Regel aus eigener Initiative. Meistens handelt es sich um einen Geschichtslehrer aus der hiesigen Schule, oder einen lokalen Historiker, der sich mit Roma beschäftigt. Dieser ganze Kriegsgefangenenfriedhof auf dem Gelände des ehemaligen Stalag 18 bei Salzburg, wo mein Großvater war, ist eine absolut private Initiative, die vom Geld der Kommune lebt. Und in der Schule wird dieses Thema behandelt nicht etwa, weil es im Lehrplan steht, sondern weil einzelne Lehrer das Thema wichtig finden.

Kristina Omelchenko: Sie haben die Rekonstruktion der Namen von Toten des Stalags beschrieben, die seit Jahren von den Schülern durchgeführt wird. Und in Ihrem Text schreiben Sie dazu: Sie tun es, denn es geht um ihre Heimat.

Katja Petrowskaja: Ja, das ist es, was ich für sehr wichtig halte. Ich habe ein Konzept des Gemeinsamen in der Geschichte. Man wächst an einem Ort auf, und die eigene Geschichte ist die Summe von allem, was dort geschieht, welche Kräfte involviert sind. Deshalb ärgere ich mich jetzt so sehr über Kiew, das behauptet, eine nur ukrainische Stadt zu sein. Denn es

„Mit meinem Buch habe ich eine Art Gedenkstätte errichtet“ – Kristina Omelchenko im Gespräch mit Katja Petrowskaja. In: Exilograph Nr. 28, 2020: Fernes Grab, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 21-25.

gab da eigentlich so viele unterschiedliche Einflüsse und Kulturen, und es ist wichtig zu verstehen, dass wir all dies sind und nicht nur das eine. Es ist klar, dass Geschichte jedes Mal neu geschrieben wird, aber ich glaube wirklich an die lokale Geschichte, an das Gefühl des Lokalen. In diesem Sinne ist Kiew einfach voll mit all dem: diese Häuser, von denen man die Farbe des Zweiten Weltkriegs nicht mehr wegwischen kann, und obendrauf ist schon eine weitere Schicht.

Kristina Omelchenko: Es gibt aber ja nicht nur Hinweise auf eine ‚Geschichtsfülle‘ in Bezug auf Kiew – im Buch beschreiben Sie ja gerade auch Lücken der Erinnerung am Beispiel Ihrer Familie. War eigentlich die Abwesenheit der Familienmitglieder ein Impuls zum Schreiben (Forschen) oder die Grablosigkeit, die Unmöglichkeit des rituellen Gedenkens? Denn es kommt mir vor, als suchten Sie in ihrem Buch nicht in erster Linie nach möglichen überlebenden Verwandten und deren Nachkommen, sondern nach Gräbern, Gedenkorten usw.

Katja Petrowskaja: Die ganze Geschichte dreht sich um die Tatsache, dass es eine große Familie hätte geben können, aber es gibt keine. Ich finde plötzlich all diese Rivkas, Maisels usw. die aus dem Füllhorn der Vergangenheit rauskommen und wieder hineinfallen. Denn nicht nur wären sie sowieso gestorben und sind tot, sie wurden getötet, vernichtet, so dass nicht klar ist, ob man etwas gewinnt oder verliert, indem man sie findet.

Kristina Omelchenko: Denken Sie, dass Gedenken an einen Ort gebunden ist? Braucht man überhaupt diese Rituale, Gräber zu besuchen, um das Gefühl der Verbundenheit mit der Familie oder auch mit dem Land aufrechterhalten zu können?

Katja Petrowskaja: Ich glaube, es ist für jeden irgendwie anders, denn es gibt Leute, die es gar nicht brauchen, sie müssen nicht zum Grab gehen; und es gibt Leute, die sich einfach verpflichtet fühlen. Es kann sogar innerhalb einer Familie unterschiedlich sein, zum Beispiel der Bruder geht und die Schwester nicht.

Kristina Omelchenko: Wie verbindet sich das für Sie mit Religion? Totengedenken und Erinnerungskulturen waren traditionell ein Teil von religiösen Diskursen. Und jetzt hat im Vergleich zu früheren Jahrhunderten Religion deutlich an Bedeutung verloren, und durch Globalisierung wurden auch religiöse Grenzen verschoben.

Katja Petrowskaja: Ja, absolut! Was die religiösen Rituale betrifft, so wäre es natürlich sehr schön, in einer Kultur aufzuwachsen und mit ihr zu bleiben. Unser Problem mit dem Gedächtnis und den Ritualen hängt damit zusammen, dass wir heute in einer seltsamen Situation leben, wo alles durcheinander ist. Es gibt überall Migrationsprozesse, bestimmte Narrative überlappen sich mit anderen, Gläubige übernehmen etwas voneinander, und Nicht-Gläubige übernehmen die Formen des Gedenkens. Ich weiß einfach nicht, wie man das alles kombinieren kann und was davon persönlich und was gemeinschaftlich ist. Vielleicht hilft hier Kunst. Dabei gibt es Traditionen, bei denen es klar ist, dass man sie ändern sollte, es ist

„Mit meinem Buch habe ich eine Art Gedenkstätte errichtet“ – Kristina Omelchenko im Gespräch mit Katja Petrowskaja. In: Exilograph Nr. 28, 2020: Fernes Grab, Hg. v. Doerte Bischoff, S. 21-25.

aber völlig unklar wie. Im Allgemeinen finde ich Kolumbarien und Einäscherung eine sehr interessante Geschichte. Ich erinnere mich aber daran, dass ich in einem schrecklichen Schockzustand war, als meine Großmutter einen Zettel hinterließ, dass sie kremiert werden wollte. Ich hatte diese Art von Bestattung noch nie zuvor erlebt, und für mich war es wirklich ein Symbol von Auschwitz. Die Tatsache, dass sie es sich selbst angetan hat, bedeutete für mich die endgültige Akzeptanz, dass wir alle nicht nur sterben, sondern buchstäblich verschwinden werden. Gerade im Judentum ist Kremieren nicht akzeptabel. Wir sind menschliche Wesen, und vielleicht ist es Teil unserer Normalität, auf eine mehr oder weniger unschreckliche Art und Weise sterben zu wollen, um einen Platz zu haben. Im Grab Liegen als Vorstellung hat natürlich mit dem Konzept des Schlafes zu tun, man soll nach dem Tod die ewige Ruhe finden und nicht wie Blumen in einer Vase stehen oder wie Goldstaub auf irgendeinem See verstreut werden und Fische vergiften. Ich weiß es nicht, aber irgendwie mag ich es nicht, darüber nachzudenken, obwohl es klar ist, dass der Staub der Toten überall ist.

Über die Autorin:

Katja Petrowskaja ist 1970 in Kiew geboren worden. Heute lebt sie in Berlin. Sie hat ihr Studium der Literaturwissenschaft und Slawistik in Estland absolviert und wurde 1998 in Moskau mit ihrer Arbeit „Die Poetik der Prosa bei Chodassewitschs“ promoviert. 2014 hat sie ihren Roman „Vielleicht Esther“ veröffentlicht. Für die gleichnamige Erzählung, die Eingang in ihren später veröffentlichten Roman erhalten hat, wurde sie 2013 mit dem Ingeborg-Bachmann Preis ausgezeichnet.